

Jutta Wiedebusch: Selbstverständnis und Rezipientenbilder von Hörfunkjournalisten.- Frankfurt/M., Bern, New York, Paris: Peter Lang 1989 (Europäische Hochschulschriften, Reihe XL, Kommunikation und Publizistik, Bd. 19), 341 S., sFr 84,-

Worum eigentlich geht der Wettbewerb der Rundfunkanstalten, wenn nicht um die Hörer? Für sie wird das Programm gemacht. Sie sind diejenigen, die Einschaltquoten produzieren und damit Werbekunden anlocken helfen. Um so wichtiger ist es für die Programmgestalter, die Hörer nicht aus dem Blick zu verlieren. Leicht wird ihnen diese Aufgabe gewiß nicht gemacht: Immer wieder gerät das Programm und seine 'Macher' ins Kreuzfeuer der Kritik von Politik, Kirchen, Verbänden, Vereinen und sonstigen Interessengruppen, die sich alle auf ihre Ansprüche als Hörer berufen. Wie reagieren die Hörfunkjournalisten? Wie verstehen sie ihre Aufgabe? Wie beziehen sie die Rezipienten ihrer Produkte in ihren Produktionsprozeß mit ein? Die Beantwortung dieser Fragen würde auch ein Licht darauf werfen, auf welche Weise Hörfunkprogramme zustande kommen. Jutta Wiedebusch hat sie mittels einer statistischen Erhebung beim WDR zu finden versucht. Sie bettet ihre Untersuchung ein in die Betrachtung der Funktion und Verankerung der Massenmedien in einer demokratischen Gesellschaft, die sich in Gesetzen, Richtlinien und als Anspruchsprofil journalistischer Tätigkeit in öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten niederschlagen. Sie behandelt auch die rechtlichen und organisatorischen Rahmenbedingungen der Hörfunkarbeit und wendet sich dann ihrer Befragung von 73 Hörfunkmitarbeitern des WDR zu, die sie prinzipiell in zwei Gruppen scheidet: Programmplaner (vom Hörfunkdirektor bis zu

den Programmgruppenleitern) und Programmacher (von den Sprechern/Moderatoren bis zu den Redaktionsgruppenleitern). Das Fazit der Untersuchung ist wenig überraschend, bestätigt ebenso die (auf ältere Studien gestützte) Vermutung der Autorin wie es gängigen Vorurteilen entspricht: Die Produktion massenmedialer Inhalte ist primär von subjektiven Faktoren bestimmt; journalistische Entscheidungen lassen sich nicht objektivieren.

So mager dieses Fazit erscheint, so interessant sind die Einzelergebnisse der Studie. Weitaus niedriger, als viele Kritiker vermuten, ist die Zahl der Parteimitglieder: bei den Programmachern sind es 17,3%, bei den Programmplanern 33,3%; relativ hoch (42,6%) ist aber die Zahl derer, die glauben, auf Politiker Rücksicht nehmen zu müssen. Rücksicht nehmen müssen Journalisten - ihrem Selbstverständnis nach - vor allem auf Dienstweisungen, aber auch auf juristische Konsequenzen aus ihrem Tun und erst dann auf die Hörer. Auffallend auch, daß sich die Hörfunkjournalisten eindeutig gegen Publikumsbeeinflussung und Hofberichterstattung aussprechen: Als "Meinungsbildner" und "Übermittler für Parteien und Verbände" (S.254) wollen sie sich nicht verstanden wissen. Ihre Zielvorstellung ist ein kritischer Journalismus, der politische und soziale Mißstände publik macht - was der gesetzlich geforderten Kritik- und Kontrollfunktion der Medien entspricht. Nach eigener Einschätzung ist ihr tatsächliches Leistungsverhalten ungenügend; in der Praxis sehen sie sich denn auch weniger als kritische, investigative Journalisten denn als Informationsbeamte, die letztlich parteipolitische Interessen vertreten und meinungsbildend tätig sind - oft ohne es zu wollen: "Der beachtliche Dissens zwischen den Ziel- und Leistungsvorstellungen der Befragten liefert den empirischen Beweis für die berühmte 'Schere im Kopf' als Ergebnis von Anpassung und Selbstzensur" (S.244). Was die Rezipientenbilder betrifft, so stammen sie zum überwiegenden Teil aus den eigenen Berufs- und Lebenserfahrungen und nur zum geringen Teil aus der Publikumsforschung. Immerhin nehmen die Journalisten ihre Hörer sehr ernst: 80% halten Rückäußerungen für wichtig und wollen diese auch bei ihrer Programmarbeit berücksichtigen.

Alles in allem interessante Teilergebnisse, die einiges über das Klima in einer (!) deutschen öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt aussagen. Bei einer anderen könnte es zumindest anders aussehen - schließlich hat jeder Sender ein eigenes Rundfunkgesetz und damit eigene Gremien, eigene Organisationsstrukturen etc. Die wissenschaftliche Aussagefähigkeit der Studie bleibt von daher begrenzt, was kein gravierender Nachteil sein muß, wenn man sich (wie die Autorin) dessen bewußt ist. Man/frau kann ja weiter forschen. Nicht nur in dieser Richtung wäre das wünschenswert. Es wäre sicher auch nicht unwesentlich, der Selbsteinschätzung journalistischer Tätigkeit eine Ana-

lyse ihrer tatsächlichen Arbeit entgegenzustellen. Erst dann könnte sich erweisen, was das Realbild der Leistungsvorstellung von Hörfunkjournalisten wert ist.

Wolfram Wessels (Mannheim)